

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 41

Artikel: Das Verbrechen der Elise Geitler [Fortsetzung]
Autor: Kesser, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41
XV. Jahrgang
1925

Bern
10. Oktober
1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Zwei Gedichte von C. F. Meyer.

Ewig jung ist nur die Sonne.

Heute fanden meine Schritte mein vergehnes Jugendtal,
Seine Sohle lag verödet, seine Berge standen kahl.
Meine Bäume, meine Träume, meine buchendunkeln Höhn —
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

Drüben dort in schilf'gem Grunde, wo die müde Lache liegt,
Hat zu meiner Jugendstunde sich lebend'ge Slut gewiegt,
Durch die Heiden, durch die Weiden ging ein wandernd Herd-
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön. [getön

Ein bißchen Freude.

Wie hielt sich ein verlass'nes Herz,
Der dunkeln Schwermut Beute?
Mit Becher-Rundgeläute?
Mit bitterm Spott? Mit frevlem Scherz?
Nein, mit ein bißchen Freude!

Wie flücht sich ein zerrißner Kranz,
Den jäh der Sturm zerstreute?
Wie knüpft sich der erneute?
Mit welchem Endchen bunten Bands?
Mit nur ein bißchen Freude!

Wie süht sich die verjährte Schuld;
Die bitterlich bereute?
Mit einem strengen Heute?
Mit Büßerhaft und Ungeduld?
Nein. Mit ein bißchen Freude.

Das Verbrechen der Elise Geitler.

Von Hermann Kesser.

2

Der blaue Tag blendete ihre Augen. Ueberall strahlte ihr Helligkeit entgegen, von den Blumenbeeten, auf denen die weißen und gelben Margueriten standen, von den flimmernden Hügelwiesen hinterm Haus, von den beglänzten Buchenstämmen am Ufer und den Silberweiden am Steg. Selbst die alten Wände des weißen Hauses glänzten, und es glänzte auch alles, was hier alt und gebrechlich war, die rostbraunen Ziegel auf dem hohen Satteldach und der grüne kleine Balkon vor ihrem Zimmer, auf dem jetzt Elise mit ihrem strengen und ernstern Gesicht das Bettzeug an die Sonne breitete.

Wie kräftig sie noch immer ist, dachte Gertrud und sah der Alten zu, wie sie mit ihren bestimmten Bewegungen die Decken glattstrich und die Kissen schüttelte und dabei doch sorgsam und fein mit den Sachen umging, wie es nur alte Leute tun, für die an jedem Gegenstand ihrer Umgebung Erinnerungen haften.

Jetzt hörte Gertrud über dem Rauschen des Baches, wie Elise im Treppenhaus mit der Bauernmagd knurrte, die dort auf den Knien die Stiege scheuern mußte. Dann tauchte das graue Schurzkleid der Alten in der großen Stube zu ebener Erde auf und sie gewahrte, wie die Dienerin mit dem Staublappen über alle Möbel huschte und vor dem Glaschrank auf einen Sessel stieg.

Eine Frage brannte mit einem Male in Gertrud, aber sie behielt sie für sich, weil Elise gerade daran war, über

dem Glaschrank über die großen Brustbilder der Eltern zu wischen, die dort in ihrer gemalten Feierlichkeit das Zimmer beherrschten, der Vater in seinem grünen Alanenrock und in geschittelten, schwarzen Haaren, wie es die Kinder nie an ihm gesehen hatten, die Mutter im Spitzenragen der alten Zeit, trotz ihrer Mädchenanmut schon im Schatten leidender Züge, aber doch mit viel Güte um den feinen Mund und die dunklen Augen. Diesen Bildern, von denen Gertrud zu sagen pflegte, sie sähen je nach dem Dunkel und der Sonne im Zimmer bald verdrießlich bald frohmütig drein, nahte Elise immer mit Ehrfurcht und brachte es, wenn sie unter den starren Augen der Toten über das goldene Rahmenwerk rieb, nicht über sich, ein Wort vor sich hinzusprechen, und ließ lieber, wenn man sie anrief, die Arbeit. War aber Gertrud zur Stelle, da schaute sie wohl unter dem alten Bilde der Mutter nach dem jungen Gesicht der Tochter, und auf der Stirne der Dienerin richtete sich dann eine Spur von Zufriedenheit auf.

Der Rahmen war wieder blank. Wie einer Eingebung gehorchend, neigte sich Elise mit einem Male in den morgenhellen Tag hinaus, hielt die Hand vor die Augen und betrachtete wie erstaunt die Fülle von Licht und Glanz.

„Elise!“, Gertrud hatte sich erhoben und eilte über den Kiesweg zu ihr, „Elise, ist nicht morgen dein Tag?“

Die alte Frau am Fenster, die auf den ersten Ruf hin ihr ernstes und strenges Aussehen verloren und sich

froh nach dem heranspringenden Mädchen gewandt hatte, kam bei der Frage plötzlich aus ihrer behaglichen Haltung und fiel in ihrer Freude sichtlich zusammen.

„Ja, der ist morgen...“, machte sie beinahe erschrocken, und versamm sich so sehr, daß es eine Weile dauerte, bis sie wieder hergestellt war und ihren Dank sagen konnte, daß Gertrud des Tages, den sie einmal im Jahr nach altem Herkommen außerhalb des Hauses zubrachte, nicht vergessen habe. Sie und der Bruder, teilte ihr Gertrud mit, würden, worauf sie sich freute, das Mittagmahl in der Stadt nehmen und erst gegen Abend wieder in Berlingenfeld sein, so daß Elise ohne Sorge mit ihrer Zeit schalten könne. Ob sie denn nicht froh sei, morgen ihre eigene Herrin zu sein?

„Freilich, freilich“, versetzte die Alte, in einem bereitwilligen Ton, auf ihrem Gesicht aber lag es nun unheimlich und müd. Sie trat mit den Worten: „Ich hab' noch viel zu tun“ vom Fenster zurück, fuhr wenige Augenblicke später mit einer harten Rüge an die Magd im Hausgang und verschwand im Gemüsegarten, wo sie sich auf die schwarze Erde kniete, einen Salatstoc mit den Händen faßte und bei dieser Beschäftigung förmlich erstarre.

Schon dreimal war Gertrud von einem Ende des Gartchens bis zum andern gegangen, und so oft sie an die Ecke des Hauses kam, wo man über den niederen Bretterhag und die blühenden Reben daran den Blick nach den Gemüsebeeten hatte, sah sie Elise wie an den Händen in der Erde festgehalten, regungslos vornübergebeugt und ohne ein Zeichen von Leben, wie es nur bei Menschen geschehen kann, die unter dem Zwang einer Schicksalserinnerung für jedwede Bewegung und Arbeit erlahmen und mit toten Gliedern nach innen schauen.

Wunderlich kann sie sein, meinte Gertrud für sich, und lenkte in einer dunklen Anlust nicht mehr an die Ecke des Hauses zurück. Es fiel ihr ein, daß sie die Alte niemals fröhlich gesehen hatte, erst recht nicht an jenen seltenen Tagen, wo sie in einem altmodischen schwarzen Seidenkleid und einem Kappottehut mit blauen Kornblumen feierlich und einsam ihres Weges ging, um, wie sie sagte, die Seelenmesse für ihre Eltern zu hören. Die Diensthöten in der Stadt hatten erzählt, wie dann die Alte in einem Blumenladen den schönsten Kranz kaufte und immer mit demselben alten Kutscher, der seit Menschengedenken am Berlingenfelder Tor stand, aufs Dorf hinausfuhr. Ein Jahr kam, da sah Elise mit zwei, aber entsprechend kleineren Kränzen in ihrem Wagen. Das war, als der kränkliche junge Mensch aus dem Leben geschieden war, den Gertrud als kleines Kind einmal durch die Türspalte in Elisens Kammer erblickt hatte, wie er heißhungrig von einem vollen Teller aß. Der Kranke war, wie Elise einmal kurz und trüb berichtete, der Sohn eines in der Fremde verschollenen Bruders, hatte als ein von Geburt an mit Schwäche Geschlagener niemals zu einer rechten Arbeit getaugt, verdiente sein Brot mit Botengängen und lag häufig siech und krank darnieder. Er kam wunderselten in das Sohrsche Haus, Elise führte ihn dann durch die Hintertreppe hinein und hielt ihn auch wie versteckt, so daß man nichts von ihm sah. In einer kleinen Gasse, darüber glaubte sich Gertrud nicht zu täuschen, war er ihnen einmal entgegengekommen, Elise hatte bei seinem Anblick fester nach der Hand des Mäd-

chens gegriffen, der heißhungrige Eßer aber war ohne sie anzusehen scheu in die nächste offene Haustüre geschlichen, worüber die Kleine ihr Erstaunen äußerte. Elise aber wollte nichts bemerkt haben und ging verdrießlich über den Vorfall weg.

Dies alles tauchte an diesem Morgen, wie wenn der Anblick Elisens darnach gerufen hätte, vor Gertrud auf und ging wieder von ihr. Doch kam eines zum andern und so begann sich Gertrud auch noch darauf, wie an jenem Novembertag, da der Neffe beerdigt wurde, um Elise ein steifer und schwarzer Schleier hing und wie dieser Anblick ihre Kinderneugier so sehr ergriff, daß sie von nichts anderem redete und alles mögliche zu wissen begehrte, bis der Vater dazugekommen war und ernst bemerkte, daß es für den Menschen, der gestorben wäre, und auch für Elise ein Glück sei. Gertrud aber hatte dann nur im Stillen ihre Vermutung, warum das Sterben ein Glück bedeute, dahin und dorthin gelenkt und das Ereignis bald aus dem tänzelnden Sinn verloren. Mit den Kindern aber ging Elise seither niemals mehr auf den Berlingenfelder Kirchhof. Es war auch die Zeit zu Ende, da sie an der Seite der Alten spazieren durften. Fremde Fräuleins, die sich der Vater zur Erziehung der Kinder vom Auslande holte, Fräuleins, die mit Elise kaum ein Wort wechselten, kamen und verschwanden wieder, nachdem sie mit den Geschwistern vor Heften und Büchern gesessen waren. Gertrud verbrachte einige Jahre in einem von geistlichen Schwestern geleiteten Institut und Elise erkundigte sich nur schüchtern bei den Kindern, was sie gelernt und gearbeitet hätten.

An einem Sommertag kam es freilich dazu, daß in den Geschwistern die Erinnerungen an den Berlingenfelder Friedhof schön und farbig aufleben konnten. Man feierte das hundertundfünfzigjährige Jubiläum der Berlingenfelder Bauernschlacht, und der Vater war in seiner Paradeuniform mit den Kindern hinausgefahren, um das Schauspiel zu sehen. Außerhalb der Friedhofmauer standen die Kinder mit ihm in den hohen Wagen, von dem aus der Vorgang gut zu überschauen war, und erblickten auch bald inmitten der wehenden Bannerseide bekränzter Fahnen ein Häuflein würdiger alter Leute, das vor dem Denkmal postiert war. Unter ihnen war auch ihre Elise, die unter den direktesten Nachkommen der Helden von Berlingenfeld ihren Platz hatte und von einem jungen Prinzen des königlichen Hauses, wie alle die Alten, eine silberne Medaille an die Brust gesteckt bekam, wobei sie eine demütige Vorbeugung zu machen hatte. Es war ein großer Lärm von Reden, Kanonenschüssen und schmetternder Blechmusik. Die Blumen auf den Grabhügeln waren durch Hunderte von begeisterten Füßen zerstampft, als am Schluß, nachdem sich die Menge zerstreut hatte, der Oberst, von Elise geführt, mit den Kindern den Gottesacker betrat. Er wünschte das Grab ihrer Eltern zu sehen, und Elise ging gefenkten Hauptes voraus, wies dann nach einem schwarzen Holzkreuz auf einem feinen von Geranien umfriedeten Hügel, darin eine neue schwarze Tafel schräg in die Erde gesteckt war. Und als der Oberst die Inschrift las, brach die alte Frau schluchzend zusammen und küßte ihm ein- übers anderemal dankend die Hand. Gertrud aber, die im halblangen Kleidchen dabei stand, wußte nicht, wie sie sich das Geschehnis zusammenreimen sollte, und der Vater, der sonst kaum über Elise sprach, sagte, nachdem

sie wieder allein waren: „Sie hat ein schweres Leben gehabt.“

Es begab sich nicht häufig, daß Gertrud in solchen Betrachtungen über Elise verweilte. Sie ließ sich von ihr wie von einem anhänglichen Tier umhegen und dachte nicht weiter darüber nach, wie es einmal werden sollte, wenn die Dienerin die Augen schloß. Nach dem Tode des Vaters war davon die Rede gewesen, Elise in einer städtischen Versorgungsanstalt unterzubringen, aber die hatte sich gegen das Gnadenbrot in der Gesellschaft neidischer und zänkischer Pfriindner gewehrt, der Vormund aber ließ dann den Plan um so bereitwilliger fallen, als auch, wie er berichtete, ein anderer, heikler Grund, den er nicht nennen könne, das Vorhaben erschwere.

Nun lebte die Alte seit bald fünf Jahren mit den Geschwistern in dem stillen Hause zusammen, umhielt sie mit einer Fürsorge, die jedes Verhältnis, wie es zwischen Diensthöten und einer Herrschaft besteht, aufhob, wurde ins Vertrauen gezogen, wann immer es etwas zu beraten gab, genoß das bescheidene Glück der Unentbehrlichkeit und fiel trotz mancher Laune nie zur Last.

Gertrud sah sich um.

Die Sonne war höher gestiegen und zitterte in der klaren Luft, der Bach lärmte lauter, von den Häusern am Hügel stieg der Rauch kerzengerade empor, auf der Uhr des Kirchturms rückte der Zeiger auf die zehnte Stunde zu. Aus dem Wäldchen am Ufer drangen Stimmen und das Geräusch von Sägen und Hacken. Holzknechte waren dort daran, angeschwemmte Bäume aus dem Gestrüpp zu lösen, die das Hochwasser vom März an die Ufer getrieben hatte. Dies war für die Berligensfelder eine Woche voll Aufruhr und Angst gewesen, denn der Bach, der im Hochsommer oft nur wie ein dünner schaumiger Streifen aus dem nahen Gebirge kam, war ausgetreten und die Hütten am Fluß staken bis an die Fenstergesimse im grauen Wasser. Das Sohrsche Landhaus, wo der Bach tief und verschlucktet dahinströmte, war zwar heil geblieben und nicht bedroht. Gleichwohl aber hatten die Geschwister, bis sich die Wasser wieder verließen, einen Gasthof in der Stadt bezogen, Gertrud konnte sich allabendlich in einem weiten von glühenden Kronleuchtern erhellten Saal aufhalten und hatte auch dreimal getanzt.

Das war jetzt vorbei. Alles war ruhig geworden, grün und hell und auch sonnig. Aber es geschah nichts in dieser hellgrünen Sonnigkeit.

Drimmen im Haus erklang wieder die Geschäftigkeit Elisens und der von ihr befeurten Magd. Sie machten sich an den Fenstern zu schaffen, die aus den Angeln gehoben und hinterm Haus abgewaschen wurden.

Gertrud träumte sich in ihr Buch und in eine bewegte Erzählung von abenteuernden und liebenden Menschen hinein.

* * *

Es traf sich, daß am Nachmittag desselben Tages eine alte Freundin der Familie, von den Geschwistern kosennd Tante geheißt, in Berligensfeld ihre Aufwartung machte und Gertrud bis zum Abend hinhielt. Tante Julie, ein armes adeliges Fräulein, eine Beamtentochter, die ledig geblieben war und sich mit Sprachstunden durchhalf, galt allenthalben als ein verschrobenes Menschenkind. Sie lebte,

seitdem in ihrem eigenen verandeten Dsein nichts mehr zu erledigen war, für das Schicksal der anderen, und brachte denn auch in das weiße Haus und zu dem jungen Mädchen ihren großen Vorrat von Teilnahme und Besorgnis mit, den sie in ihrer umständlichen Art vor sich hinbreitete, wobei sie sich auf die Liebe zu Gertruds verstorbenen Eltern berief, die, verschönert und ins Große gesteigert, in allen ihren Ratschlägen, Belehrungen und Aufklärungen wiederkehrten.

Elise sah bald, wie heute der vertrocknete Mund des alten Fräuleins eifrig auf das heiße und rote Gesicht Gertrudens einsprach und wie das Mädchen zusehends ernster wurde. Was da verhandelt wurde, vermochte sie, während sie hin und wieder nach der Gartenlaube Ausschau hielt, wohl zu ahnen. Erstreckte sich doch die Mitteilbarkeit des alten Fräuleins auch auf die alte Dienerin des Hauses, die ihrer Besorgtheit um Gertrud häufig Auskunft erteilen mußte und darum auch im Vertrauen erfuhr, daß das alte Fräulein dem mühsigen Tag des „Kindes“, wie sie sich ausdrückte, nicht ohne Einwände zusah und ihm eine Tätigkeit wünschte, damit der „Unrat von bösen Gedanken, der in jungen und unbeschäftigten Mädchenköpfen von selber blühe, ohne daß er mit Wasser benezt werde“ nicht aufwache. Das war die Ursache, warum auch heute das Fräulein wieder mit einem Vorschlag kam, den sie sich schon längst zurechtgelegt hatte und dem schlecht verhehlten Widerstreben des Mädchens diemal schonungslos anpries. Indes sich die warme Sonne immer tiefer auf den Waldbrand herabsenkte und Gertrud gerade im Schatten der Uferbäume einen heiteren Zug von trabenden Reitern und Reiterinnen erblickte, die sich auf dem Rasenweg an der Seite der Straße hoch und vergnügt im Sattel hoben, malte ihr die alte Dame das Bild von einer eintönigen Flucht weißgeputzter Anstaltskale, in denen Gertrud, einen schwarzen Stoffgürtel um ein grünes Uniformkleid, als Lehrerin vor kleinen Kindern stehen sollte. (Fortsetzung folgt.)

Conrad Ferdinand Meyer.

Zu seinem 100. Geburtstag.

Am 11. Oktober jährt sich zum hundertsten Male der Geburtstag des großen Schweizerdichters. Es gibt Leute, die ihre Mitmenschen nur nach den materiellen Gütern einschätzen, die sie sich erworben oder die sie geschaffen haben. Ihnen zu liebe seien nachstehend einige Zahlen genannt. Es haben die Werke C. F. Meyers laut Mitteilung ihres Verlegers, S. Haessel-Verlag in Leipzig, folgende Auflagen erreicht bis zum heutigen Tage: *) *Huttens letzte Tage*: 395, *Engelberg*: 150, *Jürg Jenatsch*: 320, *Amulett*: 75, *Der Schuß von der Kanzel*: 73, *Der Heilige*: 227, *Plautus im Nonnenkloster*: 61, *Gustav Adolfs Bage*: 50, *Das Leiden eines Knaben*: 56, *Die Hochzeit des Mönchs* 96, *Die Richter*: 76, *Die Versuchung des Pescara*: 195, *Angela Borgia*: 202. Dazu kommen die gesammelten „Gedichte“ von 1882: 244 Auflagen und die *Novellen Sammelbände* Band I: 214 und Band II: 211. Zusammengezählt ergibt sich eine Gesamtzahl an Meyer-Bänden von zwei bis drei Millionen und eine volkswirtschaftliche Bedeutung des ganzen Dichterwerkes, die der des Lebenswertes eines gewöhnlichen Bürgers, auch wenn dieser nur materielle Werte erzeugte, um ein Vielfaches überlegen ist. Nicht eingerechnet in diesen Zahlen sind die Abdrucke in Sammlungen und Zeit-

*) Wir nennen die Werte in chronologischer Reihenfolge.